

2 Paarbeziehung im gesellschaftlichen Wandel

Die Forschungsperspektive der vorliegenden Arbeit fragt auf der Basis narrativer biografischer Interviews nach den Vorstellungen von Paarbeziehungen bzw. den Beziehungskonzepten von Frauen, die Gewalt im Rahmen der ersten eigenen Paarbeziehungen erlebt haben, sowie nach dem Umgang mit der erfahrenen Gewalt. Dieser Frage ist inhärent, in den Blick zu nehmen, wie gesellschaftliche und subjektive Erfahrungen individuell verarbeitet werden, um »anhand dieser Beschäftigung Aussagen über – lebensgeschichtlich vollzogene oder sich im Erzählen vollziehende – Bildungsprozesse Einzelner treffen zu können« (Rose 2012, S. 111). Insofern halte ich für die vorliegende Arbeit eine gesellschaftstheoretische Rahmung notwendig, um die daraus resultierenden Bedingungen für den biografischen Lebensweg der einzelnen Akteurinnen in den Blick zu nehmen und in der Analyse mit zu rekonstruieren.

Moderne Gesellschaften, und so auch die Bundesrepublik Deutschland, unterliegen seit einigen Jahrzehnten immensen kulturellen, ökonomischen und sozialstrukturellen Veränderungen, die auch Einfluss auf die Beziehungs- und Familienentwicklung nehmen. Die sogenannte »Emotionalisierungsthese« hat sich als eine allgemeine These des Wandels von Paarbeziehungen etabliert. Sie behauptet, dass die Ansprüche an die Qualität von Paarbeziehung gestiegen und diese zum Mittelpunkt von Beziehung geworden sind (vgl. Nave-Herz 2004, S. 170).

Vor allem innerhalb der familiensoziologischen Forschung, aber auch darüber hinaus, hat sich die These der Individualisierung zu einer Schlüsselkategorie soziologischer Gegenwartsdeutung entwickelt. Das folgende Kapitel 2 setzt sich daher mit dem sozialen Wandel, den damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen sowie den sich daraus ergebenden Veränderungen für Beziehung (und Familie)¹, auch unter individualisierungstheoretischer Perspektive, auseinander. Das Problem der Unschärfe und Mehrdeutigkeit, das dem Individualisierungsbegriff

1 Ehe wurde lange Zeit aus der Perspektive der Familie und damit innerhalb der Familienforschung diskutiert und thematisiert. Karl Lenz hat mit dem ersten Erscheinen seiner Veröffentlichung »Soziologie der Zweierbeziehung« im Jahre 1998 wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Paarforschung als eigenständiges Forschungsgebiet innerhalb und außerhalb der Familienforschung etablieren konnte. Da jedoch der Begriff Paar (bzw. Ehe) lange Zeit innerhalb der Familienfor-

vorgeworfen wird und das in Bezug auf die vernachlässigte subjektive Seite von Individualisierung – also die Art des individuellen Umgangs mit der Optionsvielfalt (vgl. Hainz 2012) – für die vorliegende Arbeit relevant ist, greift Kapitel 3 auf, indem subjekttheoretische Perspektiven, wie sie insbesondere die Geschlechterforschung derzeit diskutiert, thematisiert werden.

2.1 Soziologische Perspektiven auf Paarbeziehung

Liebe und Paarbeziehung weisen innerhalb der Soziologie eine lange Tradition auf, wenn auch eher randständig. So führt Niklas Luhmann in seinem Werk »Liebe als Passion« (1982) den Liebesbegriff wieder systematisch in die soziologische Theorie ein und betont die Bedeutung von Liebe als kulturellem Muster: »In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird« (Luhmann 1982, S. 23). Anthony Giddens analysiert in seinem 1992 erschienenen Buch »The Transformation of Intimacy« ein neues Beziehungsmodell der »reinen Beziehung«, die nach dem Ideal einer gleichberechtigten Beziehung, insbesondere unabhängig von Geschlechterrollen, fungiert. Hervorzuheben sind auch die Arbeiten von Karl Lenz zu einer »Soziologie der Zweierbeziehung« (2009), in denen er das Individuum in den Mittelpunkt stellt und somit einen Individuums-zentrierten Ansatz vertritt. Häufig Bezug genommen wird in der wissenschaftlichen Literatur auch auf die Arbeiten der israelischen Soziologin Eva Illouz, die sich zum einen mit den Veränderungen von Gefühlen im Zuge des Kapitalismus und zum anderen mit dem Leiden an der Liebe beschäftigt (Illouz 2011, 2015).

Burkart (2018) skizziert in seinem Werk »Soziologie der Paarbeziehung« eine »Theorie des Paares«, mit der er zu erklären versucht, weshalb sich der Großteil der Individuen in der biografischen Lebensphase Paarbeziehung wiederfindet, und weshalb dieser eine so hohe Bedeutung zukommt. Der theoretische Bezugsrahmen umfasst dabei sowohl die Makro- als auch die Mikroperspektive, wodurch Paarbildung durch die Verknüpfung verschiedener Ebenen analysiert werden kann (vgl. Burkart 2018, S. 25). In Anlehnung an Giddens geht er dabei davon aus, dass Makroprozesse auf Mikroprozesse einwirken und umgekehrt. Das folgende Schaubild verdeutlicht die vier Ebenen, die sich innerhalb dieser Theorie gegenseitig beeinflussen:

sung diskutiert wurde und teils auch noch wird, beziehe ich mich in meinen Ausführungen an manchen Stellen entsprechend auf Paar *und* Familie.

Tabelle 1: Theoretischer Bezugsrahmen zur Analyse von Paarbeziehungen, nach Burkart 2018, S. 25

Kultur	Struktur	Interaktion/Praxis	Sozialisation/ Persönlichkeit
Wertmuster, Wissen, Symbolisierungen zu Liebe, Paar, Intimität, Sexualität usw.	Paarbildungsstrukturen, (Orte, Märkte, Regeln) Institution des Paares (Strukturen und Normen)	Paardynamik, Aushandlungsprozesse Leibliche Interaktion (Intimität)	Habitus Strategische, emotionale und leibliche Dispositionen
Legitimierung durch »Naturalisierung«	Normative Regeln der Gestaltung des Alltags als Paar	Liebe als Praxis (Gabentausch)	Körperliche Basis (Sexualität)

Kulturelle Vorstellungen zu Liebe und Paar stellen auf der makrotheoretischen Ebene Normalitäten dar, die in der Regel nicht hinterfragt werden und als gewollt und natürlich wahrgenommen werden. Auf der strukturellen Ebene entsprechen ihnen die normativen Regeln der Paarbildung. Das Paar stellt dabei eine gesellschaftliche Institution dar, das seine Bedürfnisse und Interaktionen in bestimmte Strukturen überführt (z.B. Bedürfnisse nach sexueller Erfüllung, Wohlbefinden in Gemeinschaft, aber auch Selbstverwirklichung). Auch normative Regeln, nach denen der Alltag gestaltet wird, gehören zu dieser Institutionalisierung der Paarbeziehung. Diese gehört demnach zu den starken normativen Forderungen an Einzelne durch die Gesellschaft. Ermöglicht wird Paarbildung zudem erst durch das kulturelle Wertmuster der Liebe sowie der sozialen Institution des Paares. (Vgl. ebd., S. 26)

Bei der Betrachtung der kulturellen Ebene hinsichtlich des Legitimationsaspektes wird ein »Prozess der Naturalisierung des Sozialen« (ebd.) sichtbar. Gemeint ist damit die Erklärung sozialer Normierungen als etwas scheinbar Natürliches. So erscheint die Neigung zur Paarbildung als elementar menschliches Grundbedürfnis und damit als natürliche Eigenschaft. Auf der Ebene Interaktion/Praxis werden in der Literatur v.a. die Themen der Partnerwahl sowie des Heiratsmarktes thematisiert. Wenig berücksichtigt wird dabei bislang die Interaktionsebene zwischen den einzelnen Individuen. Burkart zufolge wären gerade solche Studien wichtig, da die Bedeutung von Aushandlungsprozessen in Paarbeziehungen zunimmt (vgl. dazu auch Kap. 3). Deshalb plädiert er hier auch für die Verwendung des Begriffs »Praxis«, da dieser die leiblich-körperliche Dimension in Interaktionen stärker betont und damit ein anderes Verständnis von Interaktion und sozialem Austausch zugrunde legt. Und letztlich finden sozialisatorische Entwicklungsprozesse statt, die zum einen »nicht nur eine mehr oder weniger stabile Geschlechts-

identität, sondern auch eine Neigung zur Paarbildung« (Burkart 2018, S. 27) hervorbringen. Liebes- und Bindungsfähigkeit sind demnach in der Sozialisation angelegt und stellen affektive Voraussetzungen dar, um kulturelle Wertmuster auszubilden und anzueignen. (Vgl. ebd., S. 25ff.)

Historisch lassen sich drei Phasen ausmachen, in denen Individualität und Autonomie innerhalb von Paarbeziehungen jeweils unterschiedlich ausgeprägt sind. Im Folgenden werden die ersten beiden Phasen nur knapp skizziert; der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der dritten und damit gegenwärtigen Phase.

In der Vormoderne, bzw. in der traditionellen Gesellschaft, waren die gesellschaftlichen Sphären von Frauen und Männern klar getrennt und Privatheit war wenig entwickelt:

»Das Paar hatte keine große Bedeutung, jedenfalls nicht im Sinne einer Sphäre der Privatheit oder gar einer Verschmelzung der liebenden Partner. Die Autonomie der Partner war daher größer – nicht zu verwechseln mit individueller ›Freiheit‹, denn sie waren eingebunden in ständische Strukturen und Strukturen der Geschlechtersphären. Die Ehefrau war stärker als heute in die weibliche Sphäre der anderen Ehefrauen ... integriert: der Ehemann stärker in die männliche Sphäre ... Die *Sphärentrennung* zwischen den Geschlechter-Klassen war also relativ stark ausgeprägt – allerdings war sie weit weniger naturalisiert als heute, sie war eher gedacht als *ständische Differenzierung*.« (Burkart 2018, S. 31f., Herv. im Original)

Kennzeichnend für das Leitbild der Moderne, bzw. der bürgerlichen Gesellschaft, war die Annahme einer naturalisierten Geschlechterdifferenz², die aufgrund einer »entsprechend geschlechterkomplementären Ordnung der beziehungsinternen Verhältnisse ... vereinfacht: den Tausch männlicher Versorgungsleistungen gegen weibliche Fürsorge vorsah« (Hirsland/Leuze 2010, S. 192). Es bildete sich eine Intimsphäre heraus, in die sich das Paar zurückziehen konnte. Die normative Leitidee gründet sich hier auf der Vorstellung einer »lebenslangen, die Partner ... verpflichtenden Lebensgemeinschaft, die gegenüber den individuellen Interessen und/oder Begehren der so vergemeinschafteten Individuen einen an sich schützenswerten Wert darstellt« (ebd.). Somit stellte ein Zwangszusammenhalt, der

2 Karin Hausen zeigt in ihrem Beitrag »Die Polarisierung der Geschlechtercharaktere – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben« (1976) eindrücklich auf, wie mit dem – heute in Vergessenheit geratenen – Begriff der »Geschlechtercharaktere« im 19. Jahrhundert »die mit den physiologischen korrespondierend gedachten psychologischen Geschlechtsmerkmale« bezeichnet wurden (Hausen 1976, S. 363) und wie mithilfe der Herausbildung der sog. »Geschlechtercharaktere« ein neues Orientierungsmuster gesetzt wurde, um die bestehenden Verhältnisse zu stabilisieren. Das, was als »Geschlechtercharaktere« gedeutet wurde, bezeichnete »sowohl die in der bürgerlichen Familie konstitutive prinzipielle Verschiedenartigkeit der geschlechtsspezifisch geteilten Arbeit als auch die Dissoziation und Kontrastierung von Erwerbs- und Familienleben, von Öffentlichkeit und Privatheit« (ebd., S. 390).

durch geteilte Ökonomie, polare Geschlechtercharaktere und eine hierarchische Struktur bestimmt war, die Basis der Geschlechterverhältnisse dar, nur noch abgepuffert durch das Ideal der romantischen Liebe (vgl. Jurczyk 2001, S. 14). Während sich die erste Phase der Individualisierung auf den Beginn des Industrialisierungsprozesses bis Mitte des 20. Jahrhunderts bezieht, zeichnet sich seit den 1960er-Jahren ein zweiter gesellschaftlicher Individualisierungsschub ab. Dieser wirkt sich vor allem auf den weiblichen Lebenslauf aus. Demnach setzt sich auch in der weiblichen Normalbiografie immer mehr die Logik individueller Lebensentwürfe durch (vgl. Peuckert 2012, S. 661). Seit den späten 1960er-Jahren führen gesellschaftliche Entwicklungen, die sich unter anderem mit den Stichworten Bildungsexpansion, Wirtschaftswachstum und kompensatorische Sozialpolitik beschreiben lassen, zu einer Ausdifferenzierung horizontaler Ungleichheiten, die sich in einer Pluralisierung von Lebenslagen (Hradil 1997) widerspiegeln. Diese Entwicklungen haben massiven Einfluss auf das Geschlechterverhältnis bzw. die Beziehung der Geschlechter untereinander genommen.

Inzwischen ist der Strukturwandel vollzogen und die daraus resultierenden Herausforderungen bezüglich des Beziehungswandels und der Pluralisierung von Lebensformen werden intensiv diskutiert (Nave-Herz 2002, 2007; BMFSFJ 2006, 2012; Peuckert 2012). Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim sowie Manuel Castells haben mit ihren soziologischen Theorien die Familienforschung nachhaltig beeinflusst. Im Folgenden wird vor allem Bezug genommen auf die Theorie der »Reflexiven Moderne« von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, die auch in Erweiterung der Theorie Bourdieus herangezogen werden kann. Zum einen, weil die Individualisierungstheorie den größten Erkenntnisgewinn, neben den Theorien des Wertewandels und der Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung, verspricht (vgl. Peuckert 2012, S. 659). Zum anderen, weil mit ihr auch die biografischen Modi und Verläufe, die durch die Individualisierung entstehen, in den Blick genommen werden können und diese Perspektive für das vorliegende Forschungsinteresse von Bedeutung ist. Nach dieser Theorie ist ein wesentlicher Aspekt des sozialen Wandels die Pluralisierung von Lebensformen. Peuckert fasst diesen wie folgt zusammen:

»Die demographischen und familialen Veränderungen seit Mitte der 1960er Jahre werden analog als Ergebnis eines langfristig stattfindenden Modernisierungs- und Individualisierungsprozesses gedeutet, der sich beschleunigt und eine neue Qualität gewonnen hat. In der vormodernen Gesellschaft (der vorindustriellen Zeit) wurde das Leben der Menschen durch eine Vielzahl traditionaler Bindungen bestimmt. Ein zentrales Moment des Übergangs in die Moderne ist – als Folge der Ausbreitung rechtlich freier Lohnarbeit, der Durchsetzung der bürgerlichen Grundrechte, der Zunahme des Wohlstandes, der Ausweitung der Bildungschancen und vielem anderen mehr – die Freisetzung der Individuen aus traditionall

gewachsenen Bindungen, Glaubenssystemen und Sozialbeziehungen.« (Peuckert 2012, S 659)

Individualisierung meint dabei

»zum einen die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen – zum Beispiel das Brüchigwerden von lebensweltlichen Kategorien wie Klasse und Stand, Geschlechtsrollen, Familie, Nachbarschaft usw.; oder auch ... der Zusammenbruch staatlich verordneter Normalbiographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder.« (Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 11)

Individualisierung bedeutet zwar einerseits einen Zugewinn an Handlungsmöglichkeiten und Handlungsspielräumen, da alte Abhängigkeiten und Zwänge an Bedeutung verlieren (Freisetzungsdimension). Andererseits bedeutet Individualisierung aber auch einen zunehmenden Geltungsverlust der Sicherheit und sozialer Normen (Entzauberungsdimension). Indem sich das traditionelle Familien- und Berufsmodell auflöst, können sich Individuen immer weniger an einer Normalbiografie orientieren. Sie sehen sich mit einer Vielzahl konkurrierender Orientierungsmuster in der biografischen Abfolge konfrontiert, die in einen sinnhaften Lebensentwurf münden sollen. Gleichzeitig begegnen ihnen neue Widersprüche, Unfreiheiten und Zwänge (Kontrolldimension). (Vgl. Peuckert 2012, S. 661f.)

Individualisierungsprozesse beruhen nicht auf individuellen Entscheidungen, sondern erfordern neue institutionelle Anforderungen, Kontrollen und Zwänge von Einzelnen. Dabei ist die Regelungsdichte moderner Gesellschaften hoch und die institutionellen Vorgaben der modernen westlichen Gesellschaften stellen Leistungsangebote und Handlungsanreize dar, um die man sich jedoch aktiv bemühen muss (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994, S. 12).

2.1.1 Paare in spätmodernen Zeiten

Mit der zweiten, reflexiven Moderne ging ein Wandel der Geschlechterverhältnisse einher, der zu einer Entkoppelung von Ehe und Liebe sowie von Ehe und legitimer Elternschaft führte. Nicht nur das Liebesverhältnis muss neu ausgehandelt werden, auch die alte Institution Familie reguliert und legitimiert nicht mehr das Paar und ihre Liebe (vgl. Herma 2009, S. 52). Individualisierung bedeutet damit auch:

»Die Menschen werden freigesetzt aus den verinnerlichten Geschlechterrollen, wie sie im Bauplan der Industriegesellschaft für die Lebensführung nach dem Modell der Kleinfamilie vorgesehen sind, und sie sehen sich (dieses setzt jenes voraus und verschärft es) zugleich gezwungen, bei Strafe materieller Benachteiligung eine eigene Existenz über Arbeitsmarkt, Ausbildung, Mobilität aufzubauen und diese notfalls gegen Familien-, Partnerschafts- und Nachbarschaftsbindungen durchzusetzen und durchzuhalten.« (Beck/Beck-Gernsheim 2015, S. 13)

Die Verzahnung zweier Arbeitsmarktbiografien, anstelle der bisherigen Verzahnung einer Arbeitsmarktbiografie mit einer Hausarbeitsbiografie, erfordert ein »Dauerkunststück, ein[en] Drahtseildoppelakt, der so pauschal keiner Generation zuvor zugemutet wurde« (vgl. ebd.). Genau in diesem Punkt liegt der Widerspruch zwischen den Anforderungen des Arbeitsmarktes und den Anforderungen der Partnerschaft. Zudem haben sich epochale Veränderungen in den Bereichen Sexualität, Recht und Bildung vollzogen, denen eine Konstanz im Verhalten und in der Lage von Frauen und Männern, vor allem auf dem Arbeitsmarkt und in der sozialen Sicherung, gegenübersteht:

»Die jungen Frauen haben – in der Angleichung der Bildung und in der Bewußtwerdung ihrer Lage – Erwartungen auf mehr Gleichheit und Partnerschaft in Beruf und Familie aufgebaut, die auf gegenläufige Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und im Verhalten der Männer treffen. Die Männer umgekehrt haben eine Rhetorik der Gleichheit eingeübt, ohne ihren Worten Taten folgen zu lassen.« (Beck/Beck-Gernsheim 2015, S. 24)

Die im modernen Individualisierungsprozess eingebettete Problematik, dass Einzelne die Vervielfältigung biografischer Optionen selbst bewältigen müssen, führt seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer Zunahme an Beziehungskonflikten (vgl. Herma 2007, S. 39):

»In Paarbeziehungen, die sich am Leitbild der romantischen Liebe orientieren, sei diese Problematik ... zugespitzt, da die Bewältigung der Beziehung verlagert wird auf die Einzelnen mit verminderter Rückendeckung äußerer Regeln. Diese jede Beziehung prägende »Janusköpfigkeit« von Individualisierungschancen und Individualisierungsdruck hat nun eine zentrale, für die Geschlechter diachrone Komponente: Denn mit der allmählichen Entwertung der alten Stützkomponenten im traditionellen Lebens- und Liebesarrangement fließt nun in die Handlungsökonomie des heterosexuellen Paares auch ein neues Individualisierungsbegehren von Frauen mit ein.« (Herma 2007, S. 40)

Die beschriebenen Veränderungen im Geschlechterverhältnis führen zu einem widersprüchlichen Nebeneinander »unterschiedlicher Ausprägungen »traditionaler« und »moderner« Elemente in Geschlechterverhältnissen« (Jurczyk 2001, S. 15). Indem Frauen ihr Recht auf Eigenständigkeit und Selbstbestimmung ernst nehmen und umsetzen, kommt es zu komplexen Ausprägungen weiblicher Individualisierung (vgl. ebd.). Die Pluralisierung von Lebensformen führt dazu, dass verschiedene Lebensformen zum einen nebeneinander existieren (z.B. nichteheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, gleichgeschlechtliche Partnerschaften, Alleinerziehende, Lebensformen des »living apart together« in Form von Wochenendbeziehungen oder getrennten Haushalten), und dass sich diese verschiedenen Le-

bensformen zum anderen innerhalb eines Lebenslaufs häufiger ändern (vgl. ebd., S. 17).

Paradoxerweise steigt die Bedeutung von Liebe parallel zur Vervielfältigung der Lebensformen. Liebe ist in spätmodernen Zeiten wichtiger, aber auch schwieriger denn je geworden. Die Ansprüche an sie sind gewachsen; sie gilt als Gradmesser für soziale Anerkennung und Erfolg. »Liebe wird nötig wie nie zuvor und unmöglich gleichermaßen.« (Beck/Beck-Gernsheim 2015; S. 9, Herv. im Original). Indem Liebe eine solche Aufwertung erfährt, wird sie auch zur Überforderung, da sie zur wichtigsten Basis von Partnerschaft wird. Spätmoderne Partnerschaften erfordern eine höhere und persönlichere Verbindlichkeit als frühere Ehe-Beziehungen und sind dabei gleichzeitig mit dem Problem konfrontiert, dass ihre Dauerhaftigkeit nicht mehr institutionell gesichert ist und deshalb ebenfalls auf die Ebene der persönlichen Beziehung verlagert wird (vgl. Burkart 2018, S. 29). Gemeinsamkeit wird also zur Verhandlungssache, zum Beispiel bei der Frage, wer wann wie und warum in Beruf, Haushalt und Freizeit arbeitet. Beide Individuen müssen einen Teil ihrer Individualität und Autonomie aufgeben und sich gemeinsam neu definieren.

Es müssen heute also neue Arrangements von Beziehung, Familie und Beruf sowie neue Umgangsformen entwickelt werden. Partnerschaftliche und familiäre Lebensformen sind zunehmend Ergebnis gemeinsamer Aushandlungen, bis hin zu bewussten Entscheidungen für die jeweilige Lebensweise. Diese Entscheidungen und Aushandlungen finden aber oft innerhalb bestimmter (institutioneller) Strukturen statt, werden von diesen beeinflusst und kommen somit nicht nur und nicht immer bewusst zustande. Oft haben die Beteiligten daher das Gefühl, all das hätte sich einfach so ergeben (vgl. Maihofer 2014, S. 317). Diese Prozesse und Aushandlungen verlaufen dabei nicht zwingend einvernehmlich, und auch bestehende Arrangements sind nicht fix, sondern ständig in Bewegung, müssen neu bestätigt oder gar neu erfunden werden (vgl. ebd.).

Der Druck, neue Lebensformen auszuprobieren, geht dabei mehrheitlich von Frauen aus, da diese heute ihre Perspektive in einer dauerhaften, qualifizierten Berufstätigkeit sehen und traditionellen Beziehungsformen skeptisch gegenüberstehen (vgl. Peuckert 2012, S. 663). Dabei ergeben sich wesentliche Koordinationsprobleme bei Frauen mit Doppelorientierung an familialem und partnerschaftlichem Leben einerseits sowie an beruflicher Ausrichtung andererseits, was kennzeichnend für den gegenwärtigen weiblichen Lebenszusammenhang in den westlichen Gesellschaften ist (vgl. ebd., S. 665). Das Dilemma für Frauen heute »besteht darin, dass sie zwei Lebensbereiche (Familie und Beruf) in Einklang bringen wollen, dass es hierfür aber kein biografisches Modell, keinen ›Normallebenslauf‹ gibt. Sie müssen individuelle Lösungen suchen, neue weibliche Lebenslaufmodelle konstruieren.« (Ebd.)

2.1.2 Doing Family – Doing Couple

Es mag zunächst verwunderlich erscheinen, weshalb ich in diesem Kapitel das Konzept des »Doing-Family« thematisiere. Doing Family als aktiver Gestaltungsprozess von Familien und Familienbeziehungen im gesellschaftlichen Kontext rückt das Alltagshandeln von und die Aushandlungsprozesse in Familien in den Vordergrund (Jurczyk u.a. 2009). Familiäre Praktiken folgen individual- und familienbiografischen Prozessen und verändern sich mit dem Alter der Kinder und Eltern und deren Erfahrungen (vgl. ebd., S. 6). So müssen familiäre Praktiken an neue Situationen angepasst oder ganz neue Praktiken entwickelt werden.

»Doing Family« beginnt aber nicht erst, wenn eigene Kinder vorhanden sind, sondern viel früher: Bereits in der eigenen Herkunftsfamilie und durch biografische Erfahrungen entstehen (Wunsch-)Bilder vom späteren Leben. Sie beeinflussen, bewusst und unbewusst, auch die Partnerwahl und das Beziehungsverhalten.« (Jurczyk u.a. 2009, S. 6)

Und hierin liegt auch die Begründung, weshalb ich mich auf dieses Konzept beziehe: Der Blick auf biografische Erfahrungen während der (familialen) Sozialisation ist für das vorliegende Forschungsinteresse notwendig, um die subjektiven Denk- und Handlungsmuster der befragten jungen Frauen in ihrem Entstehungskontext betrachten und analysieren zu können. Zudem stellen Paare ein familiales Subsystem dar, für das verschiedene Dimensionen des »Doing Family« ebenfalls gelten (z.B. die Herstellung von Gemeinsamkeit, Formen der Arbeitsteilung, Routinen und Rituale).

Der Begriff »Doing Family«, dessen Anleihe beim wissenschaftlichen Konzept des Doing Gender (West/Zimmermann 1987) unübersehbar ist, betont den Akteursstatus der Familie und ihrer Mitglieder und bringt damit zum Ausdruck, dass

»Familie heute als Ressource für Gesellschaft und Individuen nicht mehr selbstverständlich gegeben ist. (...) Familie konstituiert sich damit als zwar gesellschaftlich geformter, aber selbst hervorgebracht und gestalteter Tätigkeits- und Erfahrungszusammenhang im Privatbereich moderner Gesellschaften« (Jurczyk u.a. 2009, S. 1).

Das Konzept schließt wesentlich an den Ansatz der alltäglichen Lebensführung an, nach dem Lebensführung als aktive Leistung begriffen wird – auch wenn dies den Akteur_innen selbst nicht immer bewusst ist (vgl. ebd.). Das Herstellen eines sinnstiftenden Familienlebens erfolgt in Abhängigkeit von den spezifischen Bedingungen der reflexiven Moderne, die mit einem Verlust an Selbstverständlichkeit, Pluralisierung, Optionssteigerung und Ambivalenz verbunden sind (vgl. Lange 2009, S. 439).

Dem Konzept liegt ein praxeologischer Blick zugrunde, der seine Perspektive auf die Praktiken der Herstellung und Gestaltung persönlicher Beziehungen zwischen den Geschlechtern (und auch zwischen den Generationen) richtet. Es geht also nicht darum, Werte und Einstellungen oder bestimmte Formen des Zusammenlebens zu betrachten, sondern die aktiven Herstellungsleistungen der Einzelnen und zwar im gesellschaftlichen Kontext. Folgende drei wissenschaftliche Referenzpunkte lassen sich nach Jurczyk u.a. (2014) für den Begriff Doing Family festhalten:

1. Die bereits erwähnte Anleihe beim Konzept des Doing Gender hebt hervor, dass es kein natürliches Familienhandeln gibt. Stattdessen entscheiden soziokulturelle Kontexte und Vorstellungen mit darüber, wie Familie gelebt wird.
2. Die im angloamerikanischen Raum stattfindende Beschäftigung mit den Aspekten Raum, Zeit, Körper und Emotion, die in der bisherigen Familienforschung lange Zeit unberücksichtigt blieben, hat verschiedene Autor_innen dazu angeregt, neue Wege bei der Theoretisierung des Konzepts »Doing Family« zu beschreiten.
3. Im deutschsprachigen Raum hat das Konzept der Alltäglichen Lebensführung wichtige Impulse für eine alltagsorientierte Familienforschung geliefert, indem es Praktiken als sinnhafte Alltagsgestaltung begreift und Lebensführung insgesamt als aktive Leistung ansieht. (Vgl. Jurczyk u.a. 2014, S. 11)

Das Konzept enthält außerdem eine zeitdiagnostische These, die besagt, »dass unter den Bedingungen der späten Moderne Familie(nleben) weniger denn je einfach ›geschieht‹.« (Ebd.).

Das Konzept des Doing Family versucht also, in seiner praxeologischen Ausrichtung erstens die Komplexität des Alltags zu erfassen, zweitens die Beziehungen und Interaktionen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern zu erfassen und Familie nicht nur aus der Perspektive Einzelner und bezogen auf Einzelne zu sehen, und drittens den Einfluss sich wandelnder sozialökologischer Umwelten, wie beispielsweise des Bildungssystems, auf Familie sowie ihre Wechselwirkungen zu berücksichtigen (vgl. ebd., S. 12f.).

Lenz (2014) wiederum führt in Anlehnung an den von Jurczyk und Lange (Jurczyk u.a. 2009) eingeführten Begriff des Doing Family sowie im Anschluss an die Arbeiten von Morgan (1996) den Begriff des »Doing Couple« ein. Demnach konstituiert sich der Alltag von Paaren, so wie auch der Alltag von Familien, als selbst hergestellter und gestalteter Erfahrungsraum:

»Die Muster alltäglicher Lebensführungen sind Sedimentierungen des fortlaufenden Prozesses des doing couple. Die Gewohnheiten als wiederkehrende Ablaufmuster in der Paarbeziehung werden dabei nicht ein für alle Mal hergestellt, son-

dern haben eine Geltung bis auf weiteres. Sie bleiben fragil und können [bzw. müssen, Anm. d. Verf.] bei Bedarf verändert werden. Doing couple umfasst als Teil des Doing Family jene Herstellungsleistungen, die ausschließlich auf die Paargemeinschaft bezogen sind. Dabei wird davon ausgegangen, dass das Paar in eine Familie eingebettet sein kann bzw. auch unabhängig von einer Familie bestehen kann.« (Lenz 2014, S. 115)

Lenz formuliert in seinem Beitrag zu »Zeit(en) in der alltäglichen Lebensführung von Paaren« (2014) das Konzept des Doing Couple unter der – bislang vernachlässigten – Perspektive von Paaren als Subsystem von Familie; zudem nimmt er dabei Bezug darauf, dass auch Paarbeziehung spezifische zeitliche Voraussetzungen erfordert. So sieht er ein Mindestmaß an gemeinsamer Zeit als Grundbedingung für Paar-Stabilität an, und Paare haben den Anspruch, Zeit zusammen zu verbringen und diese miteinander zu gestalten. Nicht zuletzt erfolgt der Schritt zur Familiengründung auf der Basis verfügbarer Zeit. (Vgl. Lenz 2014, S. 113)

In Paarbeziehungen können sich Einzelne gegenseitig in ihrer einzigartigen Individualität bzw. als ganze Person erfahren. Lenz führt dazu aus, dass »gerade in einer Gesellschaft, in der Kommunikation auf der Basis zugeschriebener sozialer Identität (z.B. Polizistin/Polizist, Verkäufer/Verkäuferin) dominant ist, ... die besondere Qualität von Paarbeziehungen umso wichtiger« wird (ebd., S. 114). Für die ganzheitliche Wahrnehmung des/der anderen benötigt es Nähe, Geborgenheit und Vertrauen. Und diese können wiederum nur in gemeinsam verbrachter Zeit aufgebaut und aufrechterhalten werden (vgl. ebd.). Ergänzend lässt sich hier hinzufügen, dass gerade auch vor dem Hintergrund eines gestiegenen Bedürfnisses nach Liebe (vgl. Kap. 2.1.1) sowie deren fundamentaler Bedeutung für die Basis von Paarbeziehung gemeinsame Zeit elementar für die Gestaltung der Beziehung ist.

Auch hier zeigen sich Veränderungen in den Anforderungen an Paare, die sich aus der individualisierten Gegenwartsgesellschaft der späten Moderne ergeben: Kulturelle Vorgaben, die in der Vergangenheit die Aufgaben der Geschlechter vordefinierten, haben an Gültigkeit verloren. Deshalb werden Paare vor die Notwendigkeit gestellt, von Anfang an in einen gemeinsamen Aushandlungsprozess zu treten (vgl. Lenz 2014, S. 115). Diese Verständigungs- und Aushandlungsprozesse finden dabei zum einen auf sprachlicher Ebene, zum anderen »über die Tricks des Geredes und die non-verbale Kommunikation« statt (Kaufmann 1994, S. 227, zit. in Lenz 2014). Dabei wird in der alltäglichen Lebensführung, im Doing Couple, auf kulturell vorgegebene Handlungs- und Deutungsmuster zurückgegriffen. Der sich auf dieser kulturellen Ebene vollzogene Wandel zeigt sich in einem veränderten Leitbild von Beziehung. Danach sind die prinzipielle Gleichwertigkeit der Geschlechter sowie die Zuerkennung der gleichen Rechte und Pflichten fest in diesem Leitbild verankert (vgl. Lenz 2014, S. 121):

»Die Partnerschaft als Leitbild impliziert die feste Erwartung, dass viel miteinander unternommen wird, dass Kommunikationsoffenheit besteht und dies impliziert, dass mehr individuelle Lebenszeit zur gemeinsamen Paarzeit wird. Der mit diesem Leitbild einhergehende Wegfall geschlechtsstereotyper Vorgaben legt die kulturellen Grundlagen dafür, dass die alltägliche Lebensführung des Paares vor allem das Resultat des *doing couple* ist. Nicht mehr die bloße Übernahme von starren Rollenvorgaben legt die häusliche Arbeitsteilung fest, sondern gefordert sind – zumindest in bestimmten sozialen Milieus – die Paare selbst, die sich darüber verständigen müssen.« (Lenz 2014, S. 121)

Diese Aushandlungsprozesse stellen eine zunehmende Anforderung an Paare dar, die bewältigt werden muss. Gelingt dies, tragen die Aushandlungsprozesse zur Sicherung der Kontinuität als Paar bei.

2.2 Fazit

Folgende zusammenfassende Gedanken erachte ich für das vorliegende Forschungsinteresse als zentral:

- Individualisierung ist nicht gleichzusetzen mit freier Entscheidung der Individuen oder einem Zuwachs an Freiheiten, sondern Individualisierungsprozesse sind durch Widersprüche und Ambivalenzen gekennzeichnet, die Einzelne vor Entscheidungsdilemmata und biografische Unsicherheiten stellen. In Bezug auf Paarbeziehung bedeutet dies, dass Gemeinsamkeit innerhalb der Beziehung verhandelt werden muss und partnerschaftliche Lebensformen das Ergebnis gemeinsamer Aushandlungen sind. Hier eignet sich das Konzept des *Doing Family*, mit dem die Forschungsperspektive auf die Praktiken der Herstellung und Gestaltung intimer Beziehungen zwischen Beziehungspartner_innen gerichtet wird.
- Zur Erforschung subjektiver Beziehungskonzepte und Umgangsweisen mit Gewalterfahrungen in den ersten eigenen Paarbeziehungen fehlt bislang ein subjektorientierter Zugang, der auch die Erfahrungsverarbeitung von Frauen als gesellschaftlichen Akteurinnen in den Blick nimmt. Deshalb nimmt die vorliegende Forschungsarbeit in den Blick, in welchem Verhältnis der soziale Wandel – mit den entsprechenden Veränderungen und Anforderungen an Paarbeziehung (Kap. 2) – zu den jeweiligen biografischen Erfahrungsaufschichtungen und Handlungsorientierungen (Kap. 3) der befragten jungen Frauen der heutigen Generation steht.
- Gesellschaftstheoretische Ansätze stellen wichtige Erklärungsangebote für weiterhin bestehende (Geschlechter-)Ungleichheiten dar. Die Bedeutung von